

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 85 (1959)  
**Heft:** 16  
  
**Rubrik:** Der Rorschacher Trichter

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Der Rorschacher Trichter

129

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

### Ein Friedhof für die toten Dinge

Es gibt Leute, die behaupten, ich habe einen Vogel.

Das ist eine ganz böswillige Verleumdung.

Im Unterschied zu anderen menschlichen Lebewesen bin ich nämlich stolzer und zärtlicher Besitzer von drei Vögeln.

Zwei davon gehören zur Rasse der Agapornis Fischeri, auch «Inséparables» genannt, weil sie sich nur paarweise wohlfühlen – ein Schicksal, das nicht nur Vögeln beschieden ist.

Die beiden heißen schlicht und knapp «Herr und Frau Vogel». Sie können gar nichts. Keiner von ihnen hüpf zutraulich auf meine Hand, keiner knabbert behutsam an einem Stück Zucker, das ich im Munde halte, keiner weiß schöne Sätze zu sprechen oder Flüche zu krächzen oder meinen Besuchern ein erstrecktes «Auf Wiedersehen» nachzurufen.

Herr und Frau Vogel haben nur eine Funktion: schön zu sein.

Und das sind sie auch über alle Maßen, wenn sie so – unreifen Orangen gleich – durch ihren Käfig rollen.

Womit ich bei der Sache wäre:

Herr und Frau Vogel bedürfen dringend einer neuen Wohnung. Ihre bisherige Behausung haben sie durch unsachgemäßes Umgehen mit den starken Schnäbeln absolut ruiniert. Die Stäbe sind zerbitzen, die Badewanne ist ein Sieb, die Treppe ist ein Wrack. Wäre ich ein gestrengerer Vermieter, würde ich die beiden sofort auf Schadenersatz verklagen. Doch ich liebe sie und sehe ihnen deshalb fast alles nach. Nur stört es mich natürlich, wenn sie jetzt immer wieder durch die Stäbe schlüpfen, auf die Gardinstange flattern und die Vorhänge mit fröhlicher Harmlosigkeit in Bestandteile zerlegen. Und wenn sie den Kragen meines neuen Regenmantels derart abwerzen, daß ich ihn beim besten Willen nicht mehr anziehen kann.

Herr und Frau Vogel bedürfen also eines Hauses.

Ich weiß auch schon, wie es aus-

sehen soll: sehr altmodisch, sehr antiquiert, sehr verspielt. Aus Messing etwa soll es sein, ziemlich hoch und möglichst verschörkelt. Ich mag die neuen Häuser nicht.

Nicht einmal die Vogel-Häuser. Traum-Käfige dieser Art findet man leider nicht allzu leicht. Die Zoo-Handlungen verkaufen nur sehr praktische, sehr nüchterne Wohn-Maschinen. Oder hübsche japanische Käfige aus Bambus, die leider nicht in Frage kommen, weil Herr und Frau Vogel Bambus-Hütten in knapp zwei Wochen aufgefressen haben.

Kurz: ich suche also einen altmodischen Vogel-Käfig.

Gestern suchte ich ihn in einem Etablissement, das ich bis anhin nicht betreten hatte: im Brockenhaus.

Das ist eine ganz wundervolle Einrichtung.

Es ist ein Friedhof der toten Dinge, ein Massengrab der Requisiten, und ich glaube, man muß durch seine Räume gehen wie durch ein Mausoleum.

Etwa eine Stunde besinnlichen Schlenderns genügt. Anschließend weiß man gar viel von der Vergänglichkeit des Irdischen, von menschlicher Treulosigkeit, von der Unbeständigkeit aller Werte, von Einsamkeit und Trauer, vom Sterben und von der Einmaligkeit der menschlichen Seele, die ganz alleine die Kraft und die Herrlichkeit hat, tote Dinge zum Leben zu erwecken und zu stillen Begleitern auf verschlungenen Lebenswegen zu machen.

Es gibt nichts, was es im Brockenhaus nicht gibt, und nichts was es dort gibt, ist unergiebig. Alles ist Rohstoff für die Phantasie, alles Ton für plastische Träume und alles Material für phantastische Geschichten. Und für resignierte Betrachtungen ...

Unten rechts, gleich wenn man hineinkommt, ist der Raum für Musik-Instrumente, Hirschgeweihe und Gipsköpfe.

Das Nebeneinander der Dinge in diesem Raum ist hinreißend. Da

balzt ein grau-braunes Birkhuhn über einer Schreibmaschine, auf der Schiller seinen «Wilhelm Tell» geschrieben haben könnte. So alt und so verlottert und so vorzeitig sieht sie aus. Und dabei war sie, das ist wohl keine dreißig Jahre her, ein Luxus-Modell. So rasch geht das, so grausam rasch ...

Wem sie wohl gehört hat?

Vielleicht einem fortschrittlichen Geschäftsmann, der auf ihr seine «Binnen-Briefe» getippt hat? (Falls wir nicht binnen zwei Tagen im Erhalt Ihres Rückständigen usw.) Vielleicht ...

Und vielleicht hat der Geschäftsmann auf dieser Maschine nicht nur das Kauder-Deutsch des Kaufmannes geschrieben. Vielleicht hat er nicht nur «... und können wir nicht umhin, daß ...» und «... müssen wir mit Gegenwärtigem feststellen» oder «... sehen wir uns deshalb veranlaßt, diesbezüglich ...» darauf getippt. Vielleicht hat er zwischen- durch auch Liebesbriefe an eine Frau mit ihr geschrieben. Vielleicht aber hat er sogar einmal versucht, Verse zu klappern. Im Frühling beispielsweise ...

Oder vielleicht hat sie sogar einem wirklichen Dichter gehört? Einem, den man vergessen hat, weil er über der Betrachtung der Natur vergaß, Gedichte zu schreiben, was gar nicht so schlecht ist, wie man oft annimmt! Es gibt genügend Dichter, die schreiben. Vielleicht sind die anderen, die genau wissen, daß sie die Süße eines Amsel-Liedes nach einem abendlichen Sommerregen oder die Liebe zu einer sternfernen Frau nie in Worte kleiden können und deshalb den in sich vermessenen Versuch gar nicht erst unternehmen, die größeren und ehrlicheren Dichter? Vielleicht ...

Ach ja, und neben der Schreibmaschine stand eine Alabaster-Schale mit pickenden Tauben. Es war ziemlich schlimm. Alabaster-Vögel sind immer entsetzlich, doch wenn sie in Großmutterns Zimmer pickten, ginge es noch. Hier picken sie so beziehungslos. Hier sind sie nicht einmal Kitsch mit dem verborgenen Reiz des Kitsches, mit der wehmütvollen Lächerlichkeit nämlich, hier sind sie einfach dumme Vergewaltigung schöner Natur durch ahnungslose Hände.

Neben den Vögeln eine Vase mit Pfauenfedern. Dann eben die Hörner von Rehen. Es werden, das sieht man hier deutlich, in unserem Lande unglaublich viele Böcke geschossen. Und dann noch: eine zertrümmerte Laute, eine verbeulte Trompete, Trauer-Karten, eine Puppe, Madonnen ...

Alles ist da.

Und alles ist im Nebeneinander ein so grauenvolles Panorama des Menschlichen, daß man mit Vorteil rasch enteilt.

Doch man kommt, so man die nächsten Räume aufsucht, vom Regen in die Traufe.

Und von den Träumen zu den Alb-Träumen.

Im Raum mit den Polster-Möbeln etwa.

Da war ein Sofa, das sah aus, als sei es von Ibsen geschrieben. Oder von Strindberg. Ein Symbol für alle verregneten Sonntag-Nachmittage, die man im trauten Familien-Kreise verbracht hat, war es. Ein Mahnmal.

Und dabei doch auch: rührendes Requiem für den verstorbenen Mut zur Bequemlichkeit.

Ich stand lange vor diesem Sofa mit den Kaninchen-Ohren aus braunrotem Plüsch und den brennenden Phantasie-Blumen und der gehäkelten Decke. Es war – zugegebenermaßen – scheußlich. Ich konnte gar nicht begreifen, daß ein lebendiger Mensch so etwas einmal konstruiert hat und daß ein anderer es kaufte und es schätzte und vielleicht sogar schön fand. Nein: so gar sicher schön fand.

Beinahe hätte ich diesen Menschen belächelt.

Aber nur beinahe.

Dann stellte ich mir dieses vor:

In sechzig Jahren steht wieder ein junger Mann vor einem Sofa. Vor meinem Sofa. Dem sehr schlichten, funktionellen, praktischen und nüchternen Sofa, das eigentlich Couch heißt.

Und was tut der junge Mann?

Er hebt die Mundwinkel und belächelt das gute Stück ...

Und er denkt an alle verregneten Familien-Sonntage und an Tennesse Williams, der dieses Sofa geschrieben haben könnte ...

Man soll nicht über alte Sofas lächeln, wenn man selber auf einem modernen sitzt. Das Lächeln wird so schnell vergehen wie die Zeit ...

Da waren auch Lampen. Und Betten. Und Nachttöpfe. Und Bilder ...

Du meine Güte: woher haben die Maler vergangener Zeiten nur so viel Rosarot genommen? Und wie konnten sie nur vor himmelblauen Himmel grüne Birken in deren dünnem Schatten sich blonde Mädchen räkeln, eine Staffelei stellen?

Und doch: auch angesichts dieser Bilder kann einen Neid erfassen! Wie leicht hatten es doch unsere Vorfahren, Kitsch als Kitsch zu erkennen! Und wie schwer machen es uns die Abstrakten! Wie muß man da vorsichtig sein, um nicht ungerechterweise die Begabten mit den Scharlatanen zu verwechseln! Und wie leicht verwechselt man sie trotzdem!

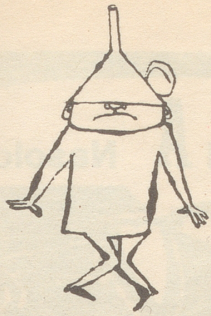
Weiter: Pfannen, Decken, Deckel, Stühle aller Stile, Schränke, Kasten, Grammophon-Platten, Matratzen, Skis, Velos, Hüte, Waagen, Wagen, Kinderwagen ...

Und in allen Räumen Spinnweben der Erinnerung.

Und ein Hauch von Tod.

Und die dünne Luft des Vergessens. Und die Ahnung von der Treulosigkeit der Menschen, die etwas nur solange lieben wie sie es gebrauchen können ...

Alles nur kein hübscher altmodischer Messing-Käfig für Herrn und Frau Vogel ...



## DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben.  
Zum Beispiel so:

*«Gestatten Sie mir, daß ich zu diesem einfältigen und unsachlichen Sermon einige Worte äußere. Es ist mir völlig unverständlich, was solche philisterhaften Ausführungen in einer humoristischen Zeitung zu suchen haben. Schon öfters habe ich mich, als regelmäßige Leserin Ihrer Zeitschrift, an dem ichbezogenen Tone von Werner Wollenberger gestoßen und mich gewundert, daß in Ihrem fröhlichen Blatt ein so intoleranter taktloser Schreiber zu Worte kommt.»*

Das geht ausgesprochen gegen mich. Leider war der Brief, in dem sich diese Zeilen fanden, aber nicht an mich direkt gerichtet, sondern an Freund Franz, den verantwortlichen Redaktor. Er hat ihn mir dann zugesandt und ich habe ihn – wie alle Briefe, die irgendwie in Verbindung mit dem «Rorschacher Trichter» stehen – aufmerksam und liebevoll gelesen.

Es war eine harte Sache. Denn der Satz, den ich oben zitierte, war nur der bescheidene Anfang. Es kam besser und besser; und gegen Schluß war es dann das, was man so gemeinhin als «dicke Post» bezeichnet. Bitte:

*«Es wäre doch unendlich schade, wenn das bewährte, gute Niveau Ihrer liebenswerten Zeitschrift durch solche unsachlichen, humorlosen und einfältigen Artikel sinken würde.»*

Solche Formulierung können einem armen Schriftstellerchen natürlich schon ein Week-End erheblich versüßen, nicht wahr?

Und dabei befand sich dieser Brief von Frau R. R. in Basel erst noch in der ungunstigen Gesellschaft eines anderen Schreibens ähnlich verhaltener Tonart und angenehmen Klanges. Das war bitter.

Und schlimm war besonders eine Stelle dieses anderen Briefes:

*«Wenn er sich schon so einen kindischen Unsinn von der Seele schreiben mußte, war es dann nötig, ihn auch zu veröffentlichen?»*

Schön auch diese Meinung von Frau C. B. in Zürich, nicht wahr? Und so überaus ermutigend! Kleine Zwischenfrage: worum ging es eigentlich?

Antwort: um meinen «Brief an eine Kaiserin a. D.», der sich mit den gar tragisch umwitterten Exhibitionen von Madame Soraya befaßte und der nicht ganz mit der Art und Weise, in der sich Obenerwähnte mit ihrem Schicksal auseinandersetzt, einverstanden war. Was mir, wie Sie sehen, verübelt wurde. Hauptsächlich von Damen.

Allerdings – und das muß fairnehalber festgestellt sein – waren andere Damen anderer Meinung.

Frau I. G. in Glarus schrieb beispielsweise:

*«Sie waren mir ja schon immer sympathisch, seitdem Sie aber einmal ganz eindeutig der verwöhnten, gelangweilten und ziemlich leeren Kaiserin a. D. so mütterlich die Wahrheit gesagt haben, sind Sie mir noch viel sympathischer.»*

Und Frau E. B. in Luzern sagte dies:

*«Mit Ihrem Brief an eine Kaiserin a. D. haben Sie mir hundertprozentig aus dem Herzen gesprochen. Könnte ich so gut schreiben wie Sie oder das Bethli, ich hätte diese Meinung schon lange zu Papier gebracht. Sie haben sich reichlich lange Zeit gelassen, aber besser spät als nie!»*

Ich sage nur: herzlichen Dank!

An dieser Stelle, da die Auseinandersetzung also 2 zu 2 steht, wäre eine Bemerkung fällig: wozu zitiere ich diese Leserzuschriften?

Da gibt es einige Möglichkeiten:

- um mich interessant zu machen
- um Spalten zu füllen
- um Sie minim zu amüsieren (Schadenfreude usw.)
- um Gelegenheit zu haben, noch einmal auf dem gleichen Thema heranzuhacken
- um mich indirekt zu verteidigen.

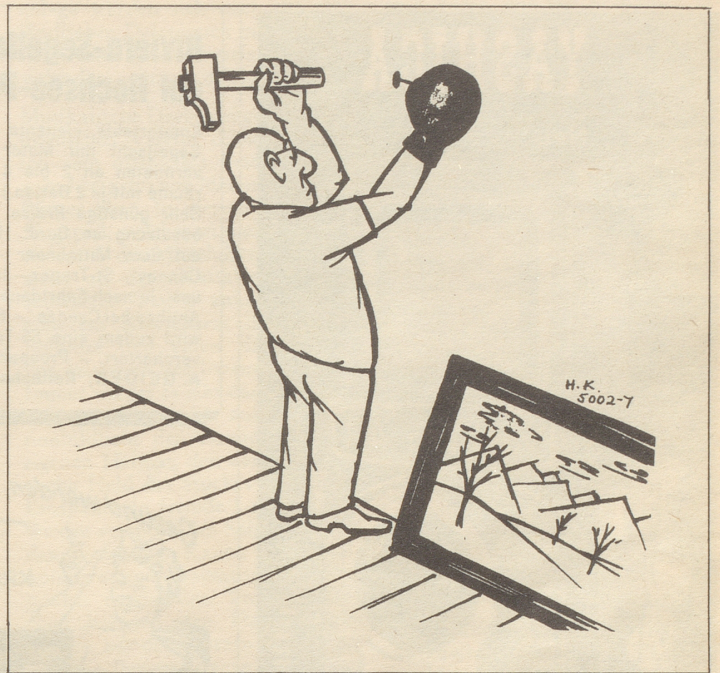
Alle diese Annahmen haben indessen einen gemeinsamen Fehler: sie sind falsch. Vor allem die letzte.

Ich verteidige mich nicht, und das hat einen ganz bestimmten Grund: ich halte es für überflüssig, sich für etwas, das man getan hat, zu verteidigen, vorausgesetzt, man hat es mit Ueberzeugung und mit Ehrlichkeit getan. Vorausgesetzt, daß es eine wirkliche Meinung war. Vorausgesetzt, daß es einem Anliegen und Bedürfnis war.

Mir war es.

Sehen Sie, mit dem Sich-Verteidigen ist es eine seltsame Sache. Entweder, man glaubt sich im Rechte, dann braucht man es nicht zu tun. Oder man weiß sich im Unrecht, will es aber nicht zugeben. Und dann nützt es nichts.

Obwohl ich natürlich Argumente zu meiner Verteidigung vorbringen könnte, wenn ich sie für notwendig hielte. Ich könnte beispielsweise darauf hinweisen, daß der «Nebelspalter» nicht



nur eine humoristische, sondern auch eine satirische Zeitschrift ist und daß die Stilmittel, deren sich die Satire bedienen darf, vielfältig sind.

Ich könnte mich mit einer schlichten Gegenfrage zum Vorwurfe, intolerant zu sein, äußern. Ich könnte fragen: wo beginnt Toleranz in Charakterlosigkeit überzugehen?

Ich könnte ...

Aber ich will gar nicht.

Denn ich habe vor ein paar Wochen auf einer Seite dieser Zeitschrift meine Meinung zum ganzen Soraya-Rummel und zum leise unappetitlichen Verhalten der Hauptrollenträgerin dieses Melodramas zu Protokoll gegeben. Ich habe nichts hinzuzufügen und nichts abzustreichen.

Warum zitiere ich dann die Zuschriften?

Ganz einfach, weil ich glaube, sie seien für Sie von Interesse. Weil ich mir vorstellen kann, es interessiere Sie, wie Leser und Leserinnen auf gewisse, in diesen Spalten diskutierte, glossierte und kommentierte Probleme reagieren. Solche Reaktionen haben symptomatischen Wert. Es sind seismographische Aufzeichnungen privater Erdbeben, ausgelöst durch Provokationen. Das Wissen um ihr Vorhandensein ist aufschlußreich. Es gewährt Einblicke in das Denken und Fühlen anderer und weitet damit den Horizont. Dabei spielt es keine Rolle, ob einem diese Reaktionen behagen oder mißfallen. Man muß sie als existent hinnehmen. Man muß wissen, daß es sie gibt.

So etwa, wie man wissen muß, daß eine Illustrierte, die auf ihrem Titelblatt ein leichtbekleidetes Mädchen zeigt, größeren Absatz findet als eine mit dem Portrait von Albert Schweitzer.

So wie man zur Kenntnis nehmen muß, daß die «Sissy-Filme» mit Romy Schneider mehr Geld bringen als etwa «La strada», «Porte des Lilas» und «Die Zwölf Geschworenen» zusammen.

So wie man zur Kenntnis zu nehmen hat, daß bei den letzten Regierungs-

rats-Wahlen immerhin über fünftausend erwachsene und stimmberechtigte Bürger von Zürich einem mit Zucht-haus vorbestraften Kandidaten ihre Stimme gegeben haben.

Um Kenntnisnahme, finde ich, kann gar nicht oft genug und gar nicht intensiv genug gebeten werden.

Die Aufforderung, zu wissen, was vorgeht, kann gar nicht oft genug erteilt werden.

In Erfahrung zu bringen, wie andere von einer Sache denken, ist wichtig. So wichtig, daß man solche Neugier guter Art langsam aber sicher zur Leidenschaft heranwachsen lassen sollte. Wo ich selbst aber mit bescheidenen Mitteln und an kleinem Orte Kenntnisse mitteilen und Kenntnisnahme provozieren kann, tue ich es immer gerne.

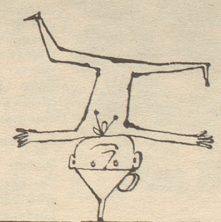
Und aus diesem Grunde bin ich auch jedem Leser dankbar, wenn er zum Schreiber wird.

Sogar dann, wenn er ganz anderer Meinung ist.

Oder besser: auch dann!

Herzlichen Dank deshalb auch an die beiden Damen, die mutig genug waren, zornig zu sein. Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich ihnen sage, daß ich ihre Ansicht nicht ernstnehmen kann, was mich allerdings nicht daran hindert, sie als Symptom ernstzunehmen. Und ein wenig natürlich auch als indirekte Rechtfertigung: ihre Reaktionen haben mir bewiesen, daß der Angriff auf den Zirkus Soraya und seinen gleichnamigen Star in dieser vehementen Form fällig war.

Ich bin ich-bezogen genug, um mich darüber zu freuen!



# 2x

Das Kombi-Los schenkt, wie man weiß, zwei Chancen, doch zum gleichen Preis. (Haupt- und Kleinlos kosten zusammen nur 5 Franken!)

das Kombi-Los

der Interkantonalen Landes-Lotterie